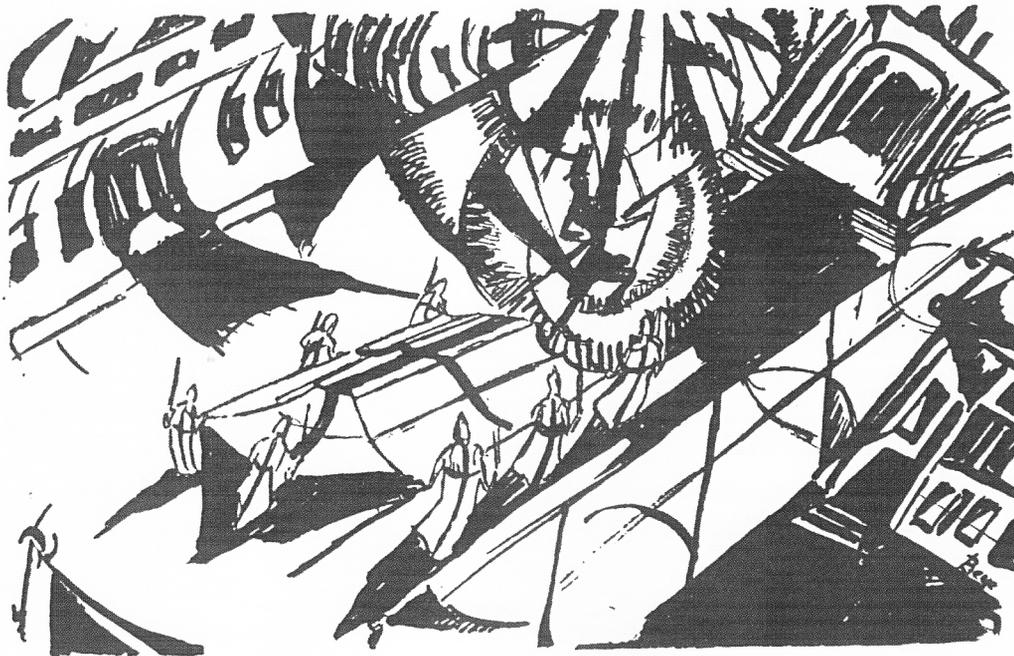


Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
VII. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. $\frac{11}{12}$

INHALT: Beye: Straßenszene in Neapel (Titelblatt) / Johannes Fischer (Wien): Der Doppelgänger / G. F. Nicolai: Über Rassenmischung / Willy Zierath: Zeichnung / Georg Tappert: Original-Holzchnitt / Jomar Förste: Zeichnung / Aus Bakunins Briefwechsel mit Herzen / Paul Hatvani: Versuch über den Expressionismus / Felix Müller: Selbstmörder (Original-Holzchnitt) / Ein Gedicht Friedrichs II., des Hohenstaufers (Nach dem Italienischen von Otto Frh. von Taube) / Wilhelm Klemm: Mit schwarzem und blondem Haar . . . / William Blake: Das entweihete Heiligtum (Aus dem Englischen von Alex Frh. von Bernus) / K. Teige: Zeichnung / Alfred Gruenwald: Verse / Georg Greter: Vision / Karl Otten: Besinnung / Arnold Berney: Geschichte / Franz Werfel: Substantiv und Verbum. Eine Antwort an Georg Davidsohn / Franz Jung: „Das Wesen der Geschlechtlichkeit“ / F. P.: Ich schneide die Zeit aus; Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
7. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 17. MÄRZ 1917



Johannes Fischer (Wien)

Der Doppelgänger (Original-Holzschnitt)

wußte. Der somit wußte, worum er kämpfte. Er war sich's bewußt, daß es sich um eine Kinderkrankheit handelte, die da die Erde z. Z. mitmachte. Schon freute er sich der kommenden, seligen Jünglings- bzw. Jungfernjahre. Er wußte ganz genau, daß das Geschlecht dieses Jahrhunderts dazu da war, Tradition zu machen, mehr als alle die Geschlechter verflossener Jahrhunderte. Und so wie oft Kinderkrankheiten, gut durchgelittene, — Gewähr geben für fernere Gesundheit — so sollte auch diese Periode für die Erde das sein, was man so im allgemeinen im Feuilleton unter: „Verheißungsvoller Anfang“ versteht.

Wenn ich vorhin sagte: Vinzenz Fleig stand mitten im Kampf, so dürfen Sie sich das nicht vorstellen — wie eine kubistische Zeichnung — so — hier ein Arm und hier ein Auge und hier ein abgeschlagener Kopf — sondern eher wie ein Streckersches Disticton — Sie kennen doch Hermann Strecker, den Herrlichen? — Also Vinzenz Fleig stand irgendwie gleichsam im Norden am Rande der großen Scheibe allen Erlebnisses — er stand im Norden — erlebte alles mit, stand darin — aber doch noch nicht darüber — wie Leute es tun, die lange dasselbe erleben —

Nun bekam er aber eines Tages die Waffe in die Hand gedrückt, jene Waffe, deren Vollendung auf allem fußt, was in jenen 2000 Jahren vollbracht.

Er sollte plötzlich auch äußerlich „kämpfen“. Man sandte ihn auf irgendein Schneefeld, dort stand er mühsam wie ein dicker Tropfen Blut auf einem frisch gewaschenen Bettuch.

Er sah mit Einem, wie häßlich das Leid war.

Sah — trotz seiner nun eben durch das Nichtvorhandensein des auf den Kinderkrankheiten der Erde beruhenden Fußenden — logisch-entstehenden — einstmals — sowohl mit als auch ohne konfessionelle — insbesondere prophetische Prophezeiung kommenden goldenen Zeitalters hart getroffenen Überdosis an Vertrauen zu Wesen und Dingen sah — also daß er Mensch war — daß es einfach von seinem 20. Geburtstage ab abwärts gehen müsse, weigerte sich einfach, das nun einmal prophetenhaft angekündigte Schicksal auf sich zu nehmen — verharrte törichterweise in der Freude seiner Kindheit und machte linksum kehrt. Streckte dem Leid die Zunge heraus. War sich über seine Dosis Weltschmerz klar und zündete sich irgendeine Zigarette an, zog seinen Schafspelz an und stieg in sein unterstes Seelenrevier. Dort schrumpfte er ganz in Heimweh zusammen. Machte sich in einer östlichen Nacht plötzlich auf den Weg, um heimzukehren. Er folgte dem Schienenstrang, der über die Weichsel nach Südwest führt und wanderte und wanderte. Neuschnee lag und blies gewaltig nach Nordost. Jener aber ging, gefestigt in seiner Freude — in seinem Beharren am inneren Kindhaften — das das Leid nicht erdulden kann, gen Westen. Den 7⁶⁵ in G abgehenden Schnellzug D 137 führte Lokomotivführer Erich Emil Knalle. Er wurde später freigesprochen. Vinzenz Fleig natürlich wurde überfahren.

BRIEF AN GEORG DAVIDSOHN

Von Franz Werfel

Lieber Georg Davidsohn,

vorerst laß mich für das gute Du danken, das Du mir gibst, und erlaube, daß ich es erwidere.

Wir gehn in unsere scheinbar selbstverständlichen Grenzen eingemummt, wie in einen riesigen Pelz; wie wohl tut da jeder Aufblick und jede zerbrochene Zeremonie!

Du würdest mich mit Recht getadelt haben, wenn ich eine „Poetik“ geschrieben hätte, d. h. ein Rezept der Dichtkunst, eine Gesetzgebung, eine Technik. (Obgleich ich auch darin gute Gewährleute anführen könnte.) Ich bin aber selbst schuld an der Irreführung, denn durch die akademische Bezeichnung an der Spitze meines Artikels*) habe ich vermutlich Dein Auge irritiert und von Wesentlicherem abgelenkt.

Es geht um etwas anderes. Nicht um eine unbewiesene Philologie oder um eine Untersuchung der „psychophysischen Akte“, um irgend etwas im Universitätssinn Wissenschaftliches. Wohl aber geht es um Erkenntnis.

Willst Du nun wirklich Deine Ansicht aufrecht erhalten von der „scheinenden Sonne“, dem „rieselnden Bach“, dem „wehenden Wind“ und dem „dichtenden Dichter“? Ich weiß nicht, wie lange sich dieser Irrtum von der gedankenlosen nur mediumistischen Naturerscheinung des Dichters in der Welt herumbreibt. Welch eine entehrende Deklassierung zum visionären Kretin.

Dieser Irrtum beruht auf einer falschen Synonymität des Wortes „Fruchtbarkeit“, indem nämlich die Fruchtbarkeit der Natur der Fruchtbarkeit des Geistes gleichgesetzt wird.

Des Dichters Fruchtbarkeit heißt Erkenntnis. Nenne mir eine bedeutsame Dichtung, die letzten Endes nicht Gestaltung von Erkenntnis wäre!

Nur das Beweismittel dieser Erkenntnis ist ein anderes, als das Beweismittel der Alltäglichkeit und der Wissenschaft. Die Logik des Dichters heißt Symbolik. Es werden, um sie zu erkennen, für die Beziehungen der Dinge nicht abstrakte Zeichen gesetzt, sondern die Gleichnisse. Der Gestaltungstrieb des Denkers hat zwischen Evidenz und Ausdruck einen einfachen bewußten Weg zurückzulegen, er gestaltet in einer Algebra.

Beim Dichter führt der Weg zwischen Evidenz und Ausdruck durch unerhörte Labyrinth, er gestaltet in einer der Realität gleichsam übergeordneten Realität in einer Welt, wo die Schneeflocke donnernd zu Boden fällt und die Lawine lautlos niederstürzt.

Sein Geist ist also fruchtbar in einer fremden Welt, die ihn beherrscht und der er vollkommen determiniert ist. Andererseits nimmt sein Geist aber die ursprüngliche Erschütterung, die erste Erkenntnis-Zelle aus dieser uns allen gemeinsamen hiesigen Lebenswelt hinüber. Diese Dualität ist ihm bewußt, und da das Erstaunen sein unauslöschlicher Anstoß ist, sollte er sich da so schnell über sich selbst beruhigen?! Nein, das Wort, das in ihm Fleisch wird, läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Denn er ist ein Mensch und kein „Bach der rieselt“, und muß sein Rieseln kontemplieren.

*

Die Sprache als Totalität ist eine ebenbürtige, gleichaltrige Schwester der Welt. Die Sprache und die Welt, beide sind unendlich. Wenn es auch nur einen beschränkten Schatz von Ausdruck gibt, so ist doch der mögliche Ausdruck grenzenlos! Es gibt drei Wesenheiten: Gott, Welt, Sprache, Die Welt selbst, ist die Sprache, die Gott spricht. Baum, Strom und Berg, jede geschlossene Form, jedes Individuum ineffabile ist ein Wort Gottes. Deshalb auch ist die Welt unvollkommen, weil vollkommen nur das Sein, niemals aber der Ausdruck des Seins sein kann. Unvollkommenheit jedoch heißt Unruhe. Alles wird und stirbt, aber alles will vollkommen, das heißt ewig und voll Ruhe sein. Der Vollkommenheitstrieb ist das urchen Element alles Lebens.

So aber bewegt sich die sterbliche Welt nicht nur in der ihr immanenten Bewegung, die ihr Gott gibt, indem er sie ausspricht (im organischen Rhythmus), sondern sie widerspricht ihm mit einer freien eigenen Bewegung, sie entgegnet ihm, sie respondiert ihm. Die Gesamtheit dieses Responses heißt Sprache. Sprache ist also aller freie Ausdruck der Dinge. Selbst im Stein muß ein Minimum von Sprache stecken. Betrachte nur einen Stein im Fallen. Die Verzögerung, die wachsende Beschleunigung, obgleich durchaus im Gesetze der Gra-

*) Heft 1/2 der AKTION d. J.

vation, ergeben doch eine Geste von Widerstand, von Überlegung. Dennoch ist die Sprache etwas absolut Menschliches, ja das Menschliche schlechtweg. Schopenhauer empört sich einmal über die biblische Trennung von Mensch und Tier. Aber wie das Tier durchaus im Menschen existiert, so existiert der Mensch durchaus im Tier. Das Menschliche im Tier, und nicht nur im Tier, sondern in der ganzen nicht menschlichen Natur, ist Sprache. (Welch ungeheure Ausdrucksfülle, alle Fragen des Hiob; hat doch der Blick eines Hundes!) Erkenntnis der Sprache ist demnach Erkenntnis der uns zugänglichsten Wesenheit in jener Trinität, Sprachphilosophie im weitesten Sinn, die Deutung des freien Ausdrucks der Welt.

Jetzt schüttelst Du den Kopf und sagst zu Dir: Was will dieser Mensch? Nicht genug, daß er eine Poetik verfaßt hat, tischt er mir noch eine wirre Theologie auf, als lebten wir im frühen Mittelalter. Eine Theologie mit einem scholastischen *ens realissimum ac purissimum*, seinen erstarrten Wort-Gestalten und deren Respons.

Gleichviel bitte ich Dich, mir noch ein Stück zu folgen, denn ich habe nicht vergessen, daß ich Dir gegenüber einige Erkenntnisse, die unter dem Titel „Substantiv und Verbum“ zusammengefaßt sind, rechtfertigen will.

Der Respons, die Sprache der Welt, hat eine doppelte Richtung, eine horizontale und eine vertikale, die Richtung zum Nebending hin, und die Richtung zu Gott empor.

Von der Sprache als „Verständigung“ können wir in unserer Gedankenfolge absehn, und wollen uns ganz an die absolute Sprache halten, mehr noch an ihre unbedingteste Form, die dennoch gebundene Sprache heißt, an den Vers. Was können wir durch den Vers erkennen?

Wie in jeder starken Form des menschlichen Ausdrucks den Stand der Geschichte und ihre Tendenz! Alle bisherigen Geschichts-Methoden nehmen zum Grund ihrer Anschauung zufällige und meist verhüllende Relativitäten. Um nur zwei zu nennen, die materialistische und psychologische Methode bleiben bei ganz unreinen Formen des Menschheitsausdrucks stehn, bei der Wirtschaftsart und bei der Subtilität der Reizbarkeit.

Niemals noch ist der Ausdruck, der Respons eines Zeitabschnitts als Ganzes gefaßt worden.

Wo ist aber auch der geniale Mann dazu, dieses feinste Metronom?

Denn es handelt sich um die Erkenntnis der rhythmischen Einheit in der Sprache, die die Welt gegen Gott führt.

Wie wenig sagen doch Begriffe wie Kapitalismus oder Liberalismus! Sie bleiben bei einer späten Folge stehn und verwandeln sie in die Ursache, aus der sie Zustand und Entwicklung ableiten, und mehr noch, sie machen von dieser willkürlich eingesetzten Ursache den Ausdruck der Welt in einer Zeitgenossenschaft abhängig.

Also der Rhythmus des XX. Jahrhunderts wird als eine Folge der Kapitals-Wirtschaft angesehen, deren Ursache er doch ist.

Eine Gleichnisfrage aus dem Organischen? Bestimmt unser Temperament unser Tun, oder das Tun unser Temperament? Ist unsere Geste vom Herzschlag abhängig, oder der Herzschlag von unserer Geste?

Wir werden, um das Wesen des XX. Jahrhunderts zu erkennen, nicht von einem konstruktiven Vorurteil ausgehend seine Geste definieren dürfen. Wir müssen den rhythmischen Gründen seiner Geste nachgehn und uns fragen: Warum ist die Impression, die Chemie der Dinge, die Vereinzelung, die mechanische Vergesellschaftlichung seine Geste? Einem guten Ohr müßten, wie vor allem in der Musik, so auch in der dichterischen Sprache diese letzten rhythmischen Gründe der sozialen Erscheinung deutlicher tönen, wie plötzlich das gewaltig erwachende Ticken der Taschenuhr bei Nacht, und es müßte so hören können, wie die Hexe in der Höhle des Vesuvus, die das Rauschen des Feuerpumpwerks im Stamm des Berges deutet.

Um auf unseren Fall zu kommen, der Tonwert, den das Substantiv (als Idee natürlich) in der Vers-Sprache einer Zeit hat, müßte uns verraten, wie die menschliche Seele dieser Zeit die Idee des „Eigentums“ wertet, ob sie sich im Besitz sicher fühlt gegen die Mächte oder ob diese Sicherheit in die Wehen kommt.

In dem kleinen Aufsatz, dem Du mit Recht seine Bezeichnung als Poetik vorwirfst, habe ich unbewußt nichts anderes unternommen, als die Ahnung einer veränderten Rhythmik des Weltausdrucks in eine Theorie des Gedichts zu kleiden.

Die Grammatik ist mir mit zwei Symbolen zu Hilfe gekommen. Substantiv und Verbum in diesem Zusammenhang waren mir Symbol beiläufig für Ding und Motive. Aber mit dieser Deutung, fühle ich, wird das Gedeutete vergrößert.

Ich ahnte durch diese Theorie hindurch eine Entsachlichung, Entsubstantivierung der Welt, ein Zeitalter der Verben (Tun und Leiden mehr als Haben), Verwandlung, Auflösung der Realität, die das Substantiv verläßt, um im Verbum zu wohnen. Für diese erahnte Zeit z. B. wird Blume weniger Realität sein, als Blüten, Auge weniger Realität als Lächeln, Weinen, Blicken.

Um das besser zu verstehn, mache Dich nur mit der neuen Malerei vertraut. Also Zukunftsmusik, Ahnung, Hoffnung, leicht und Forderung. Der Irrtum war der apodiktische Schein auf meinen Sätzen, den Du natürlich leicht mit allerhand Beispielen, ja mit mir selber wiederlegen konntest.

Aber nach diesen kurzen Andeutungen, hoffe ich, wirst Du fühlen, daß es mir nicht um ästhetische Einsichten geht, sondern um Erkenntnis des Menschen, wozu Du ja auch einem Autor von Versen das Recht nicht absprechen wirst.

Wenn ich diese Zeilen durchlese, fühle ich wieder in altem Schmerz, wie sehr uns alle das Wort vereinsamt und trennt, und daß alles Zwiegespräch nur ein Selbstgespräch ist, das wir aneinander vorbeiführen.

Februar 1917

Franx Werfel

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

Grete Meisel-Heß. Das Wesen der Geschlechtlichkeit (Verlag Eugen Diederichs, Jena).

Diese zwei Bände Geschlechtlichkeit wünschen die Meinung aufgenommen zu lassen, als handle es sich um eine psychologische und darstellerische Untersuchung der Spannung zwischen Physis und Psyche im Einzelnen, die in der Beziehung zum anderen Menschen sich als Geschlechtlichkeit erweist. Es wäre nicht notwendig, über die Präntation des Werkes auch nur ein Wort zu verlieren, da erfahrungsgemäß selbst lediglich die Erwähnung Leser wirbt, wenn es nicht ein beispiellos treffender Ausdruck der Zeit wäre. Die Arbeit der Frau Meisel-Heß enthält nämlich abgesehen von dem Titel über das Wesen der Geschlechtlichkeit nichts, nicht ein einziges Wort. Man faßt sich an den Kopf, daß eine Verfasserin, der jahrelang in einer Atmosphäre der Intellektuellen gedient wurde, die Konjunktur benutzt und vom Koitus schreibt in der Meinung, damit dem Wesen der Geschlechtlichkeit genug getan zu haben. Es ist bezeichnend für diese Zeit, daß in der Entwicklung einer unser aller Lebensexistenz als Problem bedrohenden Umwandlung der Lebensform in Erlebensform eine Verfasserin den Eindruck erwecken kann, als sei der körperlich vollzogene Sexualverkehr ein notwendiges, mehr oder weniger beschmutzendes Übel, gemildert dadurch, daß der Mann zahlt, oder daß der Mann von Staats- und Ordnungswegen zum Zahlen gehalten ist. Es ist schwer, in Erinnerung der Mühen so vieler ausgezeichneten Menschen, die nicht nur ein Buch, sondern ihr Leben und ihr Lebensglück daran gesetzt haben, derartigen Gedankengang aus den Verkrampfungen und Bedrückungen Schwacher und Niedergetreter herauszulösen, nicht persönlich beleidigend zu werden.

Naturgemäß ist jetzt in der Allgemeinheit der Glauben zurückgetreten, daß die Geschlechtlichkeit die Quelle des menschlichen Erlebens ist, daß Erleben gleich Freude gleich zwingende Entfaltung des Menschendaseins ist, und daß die Wirksamwerdung dieses Erlebens die Gemeinschaft wird und ist. Gar nicht zu reden davon, daß darin die Auflösung aller noch bestehenden Verzweigungen und Unsicherheiten der Menschen zueinander sich vorbereitet. Statt dessen triumphiert in dem Buch buchstäblich rohe Oberflächlichkeit, Gerede über Monogamie (ohne zu wissen, daß Monogamie im Wesen der Differenzierungen der Geschlechtlichkeit keine begriffliche Form mehr ist, der Koitus bleibt nur eine fast ärmliche Bestätigung der Beziehung), Ammenmärchen über Entartung.

Man glaubt in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu leben. Es ist ein wenigleich peinlicher Trost, daß derart beratene Menschen die Sklavenhorde manifestieren werden, die Handlanger, zur Peitsche bereit, falls sie sich glücklich einleben, zufrieden sind. Ja die Zufriedenheit . . . Daß aus dem schwitzenden, stinkenden verkommenen Chaos diejenigen Menschen, die sich erleben wollen, freier und ungetrübt herausstrahlen. Ein in der Tat bedrückender Trost.

Franx Jung